

Das Weihnachtslied

Autor(en): **Baer, Ernst Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 51

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647052>

Nutzungsbedingungen

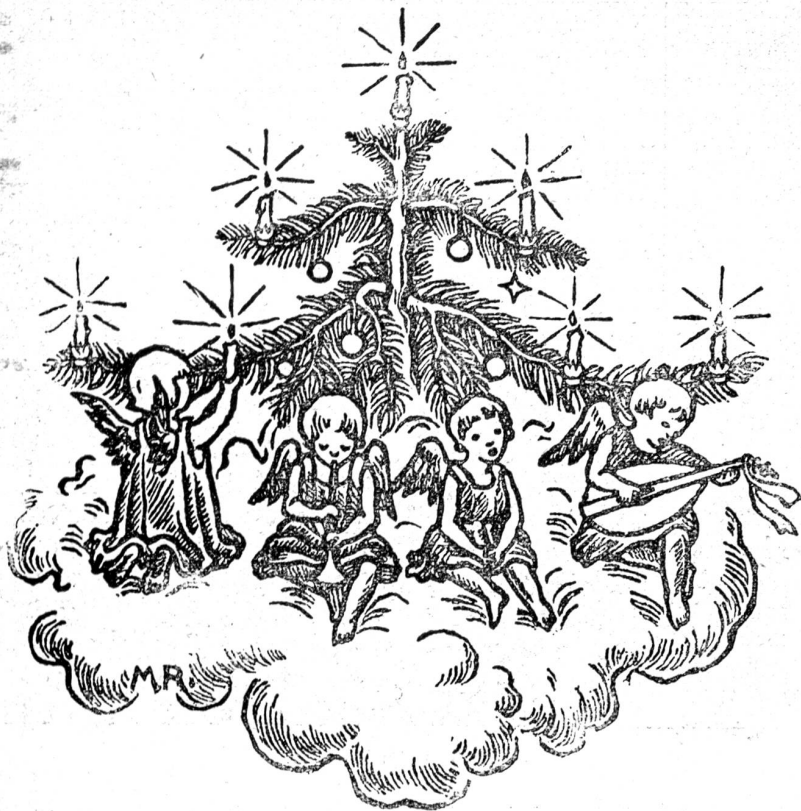
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Weihnachten.

die Kirche, hölzerne Säulchen trugen das Vordach, von dessen Giebel eine Muttergottes im Sternenzirke niederlächelte. Mitten auf dem Platz rauschte aus zwei Röhren das Wasser des Dorfbrunnens einen ewigen Zwiagefang, die eine Röhre war etwas dünner als die andere, ihr Ton zaghafter, silberner. Drüben hinter der Kirche führte das Gäßchen aufwärts zu Lina's väterlichem Hause. Wie lieb! Rein, wie lieb ist dies alles! dachte Lina, die Augen voll glücklicher Tränen. Nicht ein Tüpfelchen hat sich verändert! Warum habe ich nur die Kinder nicht mitgebracht?

Sie trat an den Brunnen, um von den Wassern der Heimat zu trinken, aber im gleichen Augenblick sprang aus einem Hause eine Frauensperson auf den Platz heraus, hatte in drei wilden Sätzen den Brunnen erreicht und stand nun mit drohender Gebärde zwischen ihm und der Heimgekehrten. „Weg da!“ rief sie mit rauher Stimme, „laß wenigstens den Brunnen unvergiftet, du Saumensch!“ Das war kein erwünschter Empfang. Lina prallte zurück und schaute das bösebildende und hagere Weibsbild vor ihr entsetzt an. Es dauerte mehrere Sekunden, bis sie erkannte, daß es Babette war, alt und gelb, mit blassen, glanzlosen Augen und einem häßlichen Munde. Der Anblick erschütterte sie in tiefster Seele, denn sie dachte an das rosige und zärtliche Ding, dem sie vor zwölf Jahren den Bräutigam geraubt hatte, und es schlug wie der Blitz bei ihr ein, daß sie sich sagen mußte: „Dies ist dein Werk!“ Es war keine Regung der Reue, sondern etwas Tieferes und Schredlicheres, das sich nicht vor jedem Menschen aufzutut und das keiner vergißt, der es einmal erfahren hat: die Erbarmlichkeit und Wesenslosigkeit des Erfolges, der dem stärkeren Raubtier in den Schoß fällt, weil es Zähne

und Klauen bekommen hat und einen unmäßigen Appetit! Eine brennende Scham überlief sie, nicht für sich selbst, sondern für das Schicksal, das solche Ungleichheiten geschaffen hatte, und sie empfand unverweilt, daß sie um jeden Preis etwas gutmachen müsse. Sie tat darum auch gar nicht beleidigt wegen des häßlichen Wortes, sondern trat unerschrocken an die Feindin heran und rief mit aller Inbrunst ihres vollen Herzens: „Babette! Um Gottes willen, verzeih mir doch endlich! Ich weiß, daß ich schlecht war gegen dich, ich war halt wie besessen und habe nichts überlegt, ich bin getrieben worden, und schau, es war doch das Beste für den Xaver. Aber nun vergiß es endlich und laß mich gutmachen, was ich an dir gesündigt habe.“ Bei diesen Worten streckte sie der Babette beide Hände entgegen und schaute sie mit aufrichtiger Bitte an. (Schluß folgt.)

Das Weihnachtslied.

Von Ernst Kurt Baer.

Die Dezembertage brachten Schnee und Eis, raunten vielsagend von Liebe und Weihnachtsglück, lockten Erinnerungen herbei und verdrängten oder verbargen die Sorgen der Gegenwart. Hier und da blühte man in ein geheimnisvolles Gesicht und in aufleuchtende

Augen. Weihnachtszauber! —

In einer stillen Gasse hatte sich Siegfried Borchert, der alte, stadtbekannte Musikus, ein kleines Stübchen gemietet. Ein alter Flügel stand im Zimmer, darauf lag eine Geige. Sonst besaß er nur das notwendigste Wirtschaftsgerät. Rühmlich schlug er sich mit einigen wenigen Klavier- und Geigenstunden durchs Leben.

Es war in der Dämmerstunde am heiligen Abend. Vor dem kleinen, eisernen Ofen saß der Alte und rieb sich wärmend die Hände. Melancholie lag träumend im stillen Wohnraum, froh langsam, träge aus den dunklen Ecken hervor, umspannte wie ein zarter Hauch seine altehrwürdigen Kleider, drang ihm in die Brust, in das Herz. Das war bitter wie Wermut, aber auch eine heilende Medizin.

Draußen in der Gasse blühten die Lampen auf. Ein feiner Schnee wirbelte gegen die Fensterscheiben. Der alte Borchert stand auf, trat an das Fenster und blickte dem Spiel der weißen Flocken zu. Nach einer Weile setzte er sich an den Flügel. Er schlug ein paar weiche Akkorde an, die seine Weihnachtsgedanken verrieten. Leise, nur ein Spiel für die Seele, erklang die traute Melodie: Stille Nacht ...

Das alte Instrument schien eine neue Klangfülle zu haben. Behmütig plauderte es von vergangenen, besseren Weihnachtstagen und wiegte den Greis in ein seliges Erinnern ...

Und bei den verträumten Klängen fabulierte seine Phantasie:

Lang, lang ist es her ...

Ein Thema variierten seine geschickten Hände. Das klang abgeklärt wie der Rückblick eines Greises auf die Jugend.

„Siegfried Borchert!“ sprach es aus dem Flügel. „Weißt du noch? — Weißt du noch, als du der Mutter deine Lore vorstelltest?“

Gewiß! — Gewiß! —

Es war am heiligen Abend vor vielen Jahren. Siegfried hatte seine heimliche Braut abgeholt, um sie zum erstenmal zu seiner Mutter zu führen. Unterwegs, Arm in

Arm durch die winterlichen Straßen, plauderte er von der Mutter und schämte sich seines Herzklopfens. Lore lauschte andächtig seinen Worten und schwieg den ganzen Weg, denn auch ihr Herz pochte laut in wilder Aufregung. Und immer banger schlugen ihre Herzen, je näher sie dem „Zuhause“ Siegfrieds kamen.

Endlich standen sie im Hausflur vor der Korridortür. Er wollte die Klingel in Bewegung setzen. Sie hielt ihn zurück. „Mein Herz klopft!“ gestand sie. „Das meine auch!“ lachte er.

Da sagte sie: „Friedel! Mein Friedel!“ Und ihre Stimme bebte leicht. Sie blickten sich in die Augen und dann küßten sie sich. —

Es war ein schönes Weihnachtsfest. Lore fand eine herzliche Aufnahme.

Im großen Zimmer leuchteten ihnen die Kerzen der Tanne entgegen. Der Bierklang des Glodenspiels an der Krone des Baumes erklang so fröhlich und vertraut. Am hohen, weißen Kachelofen stand die Mutter und blickte freundlich und ermunternd auf das junge Paar. — Die Mutter! — Die edle Frau! —

Der Höhepunkt des Abends trug eine eigene Note. Siegfried setzte sich an das Klavier, wandte lächelnd und ein wenig befangen den Kopf zurück und sagte: „Mutter! Was ich jetzt spielen werde, ist ein Weihnachtslied, von mir gedichtet und komponiert und dir gewidmet!“ — Dann begann er mit einem kurzen Präludium.

Andächtig lauschte man den Tönen, die zart und lebendig unter seinen Fingern hervorquollen. Zuerst klang es wie ein feierlicher Choral, dann glaubte man zwischen der Melodie Glodengeläut zu vernehmen. — Das Finale schloß mit einem frohen Jubel.

*

Der Alte in seiner Kammer war von der Vergangenheit so ergriffen, daß er nicht merkte, wie er das selbstkomponierte Weihnachtslied im Augenblick der Erinnerung spielte. Erst ein leises Klopfen an die Tür schreckte ihn in die Gegenwart zurück.

„Herein!“ rief er auffahrend.

Niemand meldete sich.

Da erhob sich der Alte und ging auf den Flur hinaus. Im Briefkasten steckte ein geschlossenes Kuvert. Er nahm es heraus.

In der Kammer war es dunkel geworden. Er trat an den Tannenzweig, den er an der Wand befestigt hatte und entzündete die Kerze darauf. Dann öffnete er den Brief und las:

„Berehrter Herr!

Kommen Sie, bitte, sofort zum Weihnachtskonzert in den Wintergarten! Anbei zehn Mark zur Bestreitung von Unkosten, die Ihnen eventuell durch diese Bitte entstehen könnten. Herzliche Grüße!“

Unruhig wanderte der Alte im Stübchen auf und ab. Von wem? Die Zeilen trugen keine Unterschrift; das Geld lag bei. Die Aufforderung war sonderbar.

Konzertmusik! — Der alte Siegfried Borchert hatte



Stille Nacht, heilige Nacht.

Rudolf Schäfer.

sein ganzes Leben lang gestrebt, ein großer Künstler zu werden. Umsonst! Er war ein guter Musiker, aber die eigene Note, die Genialität fehlte ihm. Und wenn er sich seinem Ziel nahe glaubte, gelangte er an einen toten Punkt, mit dem er plötzlich nichts anzufangen, den er nicht auszufüllen wußte. Dann befiel ihn der Gedanke der Unfähigkeit, seine Kraft erlahmte, und er stürzte herab von seinem geistigen Höhenflug. Mit vieler Mühe gelang es ihm, einige kleine Kompositionen herauszugeben. Seine Künstlerlaufbahn war ein Dornenpfad, der in einer Sackgasse endete. Nun wurde er zum Konzert eingeladen. Warum und von wem? — War das eine späte Anerkennung, oder wollte sich irgend wer einen üblen Scherz mit ihm erlauben? — Immerhin! Man hatte ihm Geld gegeben. Das verpflichtete!

Siegfried raffte sich nach einiger Ueberlegung auf, holte den alten Schwenker aus dem noch älteren Schranke und kleidete sich an. —

Als er eine halbe Stunde später den Wintergarten betrat, waren bereits einige Konzertstücke vorbei. In einer Ecke des gutbesuchten Saales nahm er bescheiden Platz.

Auf dem Podium sah eine junge Dame am Flügel. Neben ihr stand ein junger, schlanker Herr, der gerade die Geige zum Spiel ansetzte. Er hatte dunkle Augen und braunes, gescheiteltes Vordenhaar. Die Züge seines Gesichtes hatten eine ferne Ähnlichkeit mit denen des alten Musikers; eine ungehemmte Genialität drückten sie aus.

Das Konzertstück begann mit einem zarten Pianissimo. Die Hörer waren sofort im Banne der Künstler, und zum Schluß des Vortrages rauschte ein nicht endenwollender Beifall durch den Saal.

Das Künstlerpaar nahm lächelnd die Huldigungen entgegen. Erst als eine Sängerin das Podium betrat, verstummte der Beifall.

Ein kurzes Präludium.

War es nicht, als verbeuge sich der schlante Herr lächelnd nach jener Edz, in der Siegfried sah?

Die Sängerin begann:

Strahle hell im Märchenglänze,
Edle, heilige Christennacht ...

Der alte Musikanter in der Edz des Saales fuhr jäh auf. Ein Stich ging ihm durchs Herz. Starr blickte er nach dem Podium, suchte eine Erklärung für das Unfassliche und fand sie nicht.

Weiter flutete der Gesang:

... Denn aus deinem Strahlenfranze
Quillt der Liebe Göttermacht ...

„Das Lied! Das Weihnachtslied für meine Mutter!“ stammelte Siegfried in höchster Erregung. Seine zitternden Hände suchten einen Halt an der Tischkante.

... Horch! Aus edlem Glodenmunde
Zittert durch die Zauberstunde
Schicksalsharmonie herein ...

Da trat eine ältere Dame an Siegfried heran. „Dein Lied!“ flüsterte sie und drückte ihm ein Programm in die Hand.

Entsetzt blickte er der Dame ins Gesicht. Ein Erkennen huschte gedankenschnell über sein Antlitz. Von einer Ueberraschung und Erregung fiel er in die andere. Erschüttert wandte er sich ab.

... durch den Wirbel weißer Gloden
Läuten uns die Weihnachtsgloden
Froh das Fest der Liebe ein ...

Der alte Musikanter schlich sich hinaus, während das Finale des ersten Verses noch sein Ohr umschmeichelte.

Endlich war er draußen. Der Schnee fiel ernst und feierlich herab, setzte sich in seinen Kleidern fest, küßte die Wangen, nekte die Lippen, blickte auf im Schein der hohen Bogenlampen wie unzählige Diamanten. Die Gloden der Kirchenglocken jubelten ihm ihren Weihnachtsgruß entgegen. Tränen drängten sich ihm verstockt in die Augen.

Die alte Dame im Konzertsaal war — seine Vore.

Seine Vore! Er hatte sie damals geheiratet. Die ersten Jahre der Ehe waren glücklich, doch das Glück wurde bald von den Sorgen untergraben. Geld war eine Rarität im Hause. In seinem Streben nach Ruhm und vollendetem Künstlertum vernachlässigte er Weib und Kind, und sein großes Ziel erreichte er nie. Die Not machte in bitter und ungerecht. So kam es zum Bruch. Vore reiste mit dem kleinen Siegfried zu ihren Eltern. — Siegfried? — Der Alte blieb an einer Straßenecke stehen, holte mit bebenden Fingern das Programm hervor und suchte. Richtig! Da stand es: Siegfried Borchert — Elvira Kaiser-Borchert.

Als er zwei Stunden später in seiner Kammer vor dem Tische saß, den Kopf in die Hände stützte und in die Flamme starrte, die vom Tannenzweig herabstrahlte, klopfte es an die Tür.

Siegfried Borchert junior trat ein. „Guten Abend, Vater!“ sagte er und streckte dem Alten die Hand entgegen. „Bin ich dir willkommen?“

Der alte Musikanter umarmte ihn. „Friedel!“ schrie er, und seine Stimme überschlug sich. „Immer bist du mir willkommen! Immer!“

„Und meine Mutter?“ fragte der Sohn. „Und meine Frau, die du noch gar nicht kennst?“

Da eilte der Alte wortlos hinaus auf den Flur und holte die beiden Frauen herein.

Versöhnung wurde gefeiert.

Einen so erhebenden Weihnachtsabend hatte das Stübchen des alten Musikers noch nicht erlebt ...

Christnacht.

Dämmerung schreitet durch schneeige Welt —
Im Walde raunt heimlich der Wind —
Auf goldenen Flügeln schwebt leise und lacht
Das vielliebte Weihnachtskind.

Vieltausend Herzen warten darauf,
Daß nächtlich ein Wunder geschehe.
Daß durch der Seele offene Tür
Das Christkind der Kleinen gehe.

Und ist sie vorbei, die heilige Nacht
Und grauet der Alltag dir wieder —
Lang liegt noch der Zauber des Wunders in dir
Vom Sange der Christnachtlieder!

Maria Dutli-Rutishauser.

N. B. Aus dem soeben erschienenen Gedichtbande „Durch's heimatliche Land“.

Weihnachten 1931.

Im Osten wollen die Japaner um jeden Preis Krieg führen. Es sieht ganz verzweifelt darnach aus, als ob sie im Auftrag der internationalen Rüstungsindustrie der Welt zum vornherein zeigen wollten, daß von der kommenden Abrüstungskonferenz nichts erwartet werden dürfe und die Völker noch einmal um ihre Sehnsucht nach Frieden betrogen werden wollten. In Europa und Amerika bringt die wirtschaftliche Lage die Menschen zur Verzweiflung. Unser Wirtschaftssystem, das festgefügt und solider schien als das Bundeshaus, hat Risse und Sprünge bekommen. Und was nun herausfidert, zeigt, daß dieses System längst bis ins Innerste hinein faul war. Bei vollen Scheunen müssen die Menschen verhungern. Die Selbstmorde aus Verzweiflung mehren sich. Die Führer, die wissen sollten, wie sie gerade jetzt den Völkern helfen müßten, verstopfen nur einige der ärgsten Risse und fordern Vertrauen, ohne daß sie etwas täten, um dieses in sie gelebte Vertrauen wirklich zu rechtfertigen. Wir stehen in einem der größten Menschheitsbankerotte drin. Wir stehen an einer Weltwende, die uns die Zukunft nur grau in grau zeigt. Wir sind voll Trauer und Angst, und in uns lebt wenig Weihnachtsfreude.

Und man kann sich wohl fragen, ob es nicht besser und ehrlicher wäre, wenn dieses Jahr keine Weihnachtsbäume entflammt würden und wir statt Weihnacht eine allgemeine Trauernacht feiern würden. Denn wenn es mit unserem Christentum etwas wäre, dann müßte es anders aussehen in der Welt. Aber wird es nicht immer deutlicher, daß unser Christentum auch mit hinein gehört in den ganzen Staats-, Wirtschafts- und Wissenschaftsbanterott unserer Tage? Hat es im alten Rom, das noch nichts vom Christentum kannte, nicht oft besser, jedenfalls aber nie schlimmer ausgesehen als in der Gegenwart? Ist das Christentum nicht zu einer Sache geworden wie der Staat, die Nationalbank, die Valuta, die Flugzeuge, die Autos und die Eisenbahnen, und müssen wir jetzt, wo wir einzuleben beginnen, wie all diese unsere Schöpfungen uns nicht zu helfen vermögen, nicht auch das Christentum in die gleiche Reihe mit all diesen Instanzen stellen, die so jämmerlich versagt haben?